

## Das Mainviertel in Würzburg unter besonderer Berücksichtigung seiner Fischer

von  
Jörg Lusin

Ich war Meevierltler, wohnte seit dem zehnten Lebensjahr in der Dreikronenstraße, hoch über dem linken Mainufer. Tiefer lag damals noch der Platz vor der Alten Mainbrücke, auf dessen provisorischer Fläche die alte, liebenswürdige Frau Rosl Rockenmayer in einer beschaulichen Bretterbude frisches Obst und Gemüse feilbot. Bei Georg Göß im Wein- und Fischhaus „Zum Silbernen Karpfen“, Spitalgasse 5, holte ich das abendliche Bier für den Vater, mit der Mutter ging's zum Fischkauf bei Seyfrieds in die Laufergasse 17; an manchen Wochenenden gab's knusprige Meefischli mit „Köpf und Schwänz“ zu knabbern, im Wein- und Fischhaus „Schiffbäuerin“, anfangs nur zum Teil wiederaufgebaut, Katzengasse 7. In der Fähre des ehemaligen Fischermeisters Peter Eisel querte ich öfters den Main. Das war von Vorteil für die erste Hausaufgabe aus dem Deutschen, vor knapp einem halben Jahrhundert war es, 1962. Ich besuchte die Klasse 6a des Realgymnasiums, somit 16 Jahre jung. Vorgegebenes Thema der Arbeit war die Charakterisierung „Eine Type“, und das las sich bei mir so:

„Der Fährmann Peter Eisel, der leider vor einem Vierteljahr gestorben ist, gilt als ausgesprochene ‚Meevierltler Type‘. Jahrzehntelang hielt er mit seinem alten Kahn, auf den er sich später einen ziemlich primitiven Motor einbaute, die Verbindung zwischen den beiden Mainufern aufrecht, von der alten Bastei auf der westlichen zum ‚Alten Kranen‘ auf der östlichen Seite. Bei jeder Witterung, die es nur einigermaßen zuließ, konnten sich die kleinen und großen Würzburger auf ihn verlassen.“

Im Sommer gegen sechs Uhr, im Winter ein wenig später, verließ Peter Eisel sein noch vom Fliegerangriff zerstörtes, inzwischen nur notdürftig hergerichtetes Hütchen am Main. Klein und unersetzt, mit ausgeprägten O-Beinen, deren Ursache wohl verschiedene Bein-

brüche waren, die ölverschmierte Cordjacke in Ziehharmonikafalten gelegt, mit großen Flicken auf dem speckigen Überzieher. Unter der Schildmütze mit verbeultem Rand blickten muntere ‚Schweinsäuglein‘ hervor. Die Nase stand weit aus dem wetterharten Gesicht. Im Mundwinkel hing immer der unvermeidliche Zigarrenstumpen, der meist nicht angezündet war. Den Rettungsring seines Kahnes um den Hals und in der einen, auffallend derben und verschafften, fast mißgestalteten Hand eine lange Flößerstange. So schlurfte er am Mainufer entlang, dem kleinen Hafen zu, wo sein alter Kahn auf ihn wartete. Allein wie er umständlich den altmodischen Motor in Gang setzte, wie dieser knallte, rauchte und fürrerlich stank, wäre des Filmens wert gewesen.

Für ein ‚Zehnerle‘ setzte er die Erwachsenen, für ein ‚Fünferle‘ die Kinder über den Main. Hatte ein Fahrgäst mal das gewünschte Kleingeld nicht bei der Hand, und in der alten, verrosteten Ölbüchse des Fährmanns, die ihm als Kasse diente, war nicht genügend Kleingeld zum Herausgeben, dann war der ‚alte Kapitän‘ nicht kleinlich und brummte nur ‚scho gud‘. Bei schlechtem Wetter steckte er in einem ihm viel zu großen Ölzeug, im Sommer krönte sein Haupt ein Wagenrad von Strohhut. So fuhr er unermüdlich bis zum Einbruch der Dunkelheit. Beobachtete man ihn dann auf dem abendlichen Heimweg wieder, den Rettungsring auf den Schultern, die Stange in der Hand, kam er einem noch kleiner vor und die Beine schienen nach der Last und Arbeit des Tages noch krummer geworden zu sein. So werden alle, die ihn gekannt haben, den guten alten Fährmann Eisel in Erinnerung behalten.“

Mein damaliger Deutschlehrer, es war Werner Dettelbacher, vielen Lesern bestimmt bekannt, hatte mit roter Tinte geurteilt: „Eine Charakteristik, die gefällt, vor allem, weil sie

*Herz besitzt und die Beobachtungen nicht ironisch werden läßt.* „Soweit, so gut, zu dieser literarischen Jugendsünde, aber dann kam der Nackenschlag: „*Schade, daß Sie das Thema mißverstanden haben.*“ Ohne weitere Begründung. Aber so sind sie halt, die Lehrer.

Die Fischer, das lehrt auch das Beispiel Peter Eisel, fanden nach ihrer aktiven Zeit häufig zu anderen Beschäftigungen, ja, oft gingen sie parallel zu ihrem Beruf noch anderen Aktivitäten nach. Schlendern wir rund 150 Jahre zurück, mein ältestes Adreßbuch von 1859 verzeichnet für das Mainviertel, den V. Distrikt, knapp 170 Hausbesitzer, darunter 21 Fischer. Neun davon waren gleichzeitig Tuchbleicher, drei Sandschöpfer, zwei Garküchner, einer Karpfenhändler. Johann Georg Lehrmann war auch Kapitän bei der Maindampfschiffahrt, Georg Göß Steuermann auf einem Dampfschiff. Zusammen mit zehn Schiffern und zwei Schiffbauern, zwei Fischerswitwen und einer Fischerstochter waren dem Main rund 20 Prozent der Hausbesitzer verschrieben. Mieter waren noch keine verzeichnet.

Möge der Leser noch kurz trockene Zahlen verdauen: mit Abstand die meisten Fischer, nämlich elf hatten Grundbesitz in der Fischergasse, der späteren Dreikronenstraße. Vier waren es in der Laufergasse, drei in der Katzengasse, zwei in der Elstergasse, je einer in der Kasern-, Saal- und Zweiten Felsengasse. Die Familiennamen, nach der Häufigkeit ihrer Träger geordnet, klingen einem Meevierltler noch heute in den Ohren: Lehrmann, Brod, Hügel und Schön, Göß, Eisel, Geißler und Seyfried, Helmstätter, Ullrich.

80 Jahre später, 1939, listet das Adreßbuch nur noch sechs Fischer auf: Kornel Seyfried in der Laufergasse, Heinrich Brod in der Dreikronenstraße, die Brüder Jakob und Josef Lehrmann, die legendären Betreiber der Steinbachtalfähre, in der Elstergasse. Im Haus der Fischerzunft, Saalgasse 6, wohnten Franz Hügel, Georg und Michael Göß. Derzeit, nach weiteren gut 70 Jahren, ist mit dem Tod des Obermeisters Georg Göß am 1. April dieses Jahres der Beruf des Fischers in Würzburg ausgestorben. Eine traditionsreiche Ära ist zu Ende gegangen.

Wenden wir uns nach den Zahlenspielereien nun einer zweiten „*Type*“ zu, einem weiteren Original, dem im Bruderkriegsjahr 1866 geborenen Fischermeister und ab Oktober 1905 Schleusenhilfsarbeiter Wilhelm Jakobus Geißler alias Goges. Er arbeitete als Gehilfe des Wehrmeisters in den Schleusen und an den Wehren zusammen mit Franz Lehrmann – ein ungleiches Paar, wie beider Personalakten des Königlich Bayerischen Straßen- und Flußbauamtes Würzburg verraten. Das Konvolut auszuwerten wäre hochinteressant, hier nur ein bezeichnendes Schlaglicht. Bereits fünf Monate nach seiner Einstellung ersuchte Geißler um Gehaltsaufbesserung.

Die Antwort der Regierung an das Amt im April 1906 war präzise ablehnend: „*Laut bauamtlichem Bericht vom 12. ds. Mts. hat Geißler dem anderen Wehrfischer Franz Lehrmann bei Bedienung der Schiffahrtsschleuse und des Trommelwehrs noch keinerlei Beihilfe geleistet und besorgt auch Lehrmann allein und anstandslos die Aufschreibungen für die Schiffahrtsstatistik. Geißler hat genau dieselben Beziege wie Lehrmann; Lehrmann ist mit diesen Bezügen zufrieden. Nach der Beilage läßt sich im Bedürfnisfall ein ganz besonders geeigneter Ersatz für Geißler beschaffen, ohne*

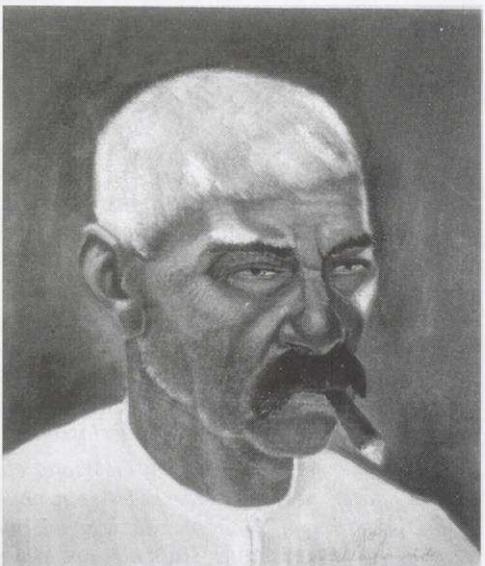


Abb. 1: Portrait des Wilhelm Geißler alias Goges: Fischer, Schleusengehilfe, Schlitzohr.

daß eine Erhöhung der bisherigen Bezüge bei-  
der Wehrfischer notwendig wird.“ Doch der  
abgewiesene Geißler wäre nicht der schlitzohrige  
Goges gewesen, hätte er sich nicht auf an-  
dere Weise einen Ausgleich geschaffen: er war  
Kraft seines Amtes Lochfischer, besaß damit  
das Privileg, im besonders fischreichen Um-  
laufkanal, im Bereich oberhalb der Alten  
Mainbrücke bis zur Mühle und unterhalb bis  
etwa zur Hälfte der Floßgasse zu fischen. Jahr-  
relang hatte er, von der Obrigkeit unbemerkt,  
unerlaubt Erlaubniskarten fürs Angeln im  
Loch ausgestellt, um sein Einkommen eigen-  
händig aufzubessern.

Vom Goges sollen drei Bilder entstanden  
sein: eines bewahrt die Fischerzunft, eines ist  
verschollen, ein drittes hängt beim Verfasser  
dieser Zeilen zuhause. Gemalt hat sie alle der  
Meeviertler Künstler Jörg Hartmann – er war  
genau zwanzig Jahre jünger als sein Modell;  
er ist mit den Buben der „Räuberbande“ groß  
geworden, mit Leonhard Frank, Oskar Ham-  
melbacher, Ferdinand Spiegel, dem Bildhauer  
Dorer. Hartmann starb 1967 in Ochsenfurt, in  
Sommerhausen liegt er begraben. Neben den

Bildern wurde dem Goges auch ein literari-  
sches Denkmal gesetzt, von Maya Gaßner-  
Hügel. In verschiedenen Mainpost-Artikeln,  
auch in einem Aufsatz im Franken-Kalender  
1940, erzählte die blitzgescheite und bildhübs-  
che Schriftstellerin heitere Geschichten von  
diesem Ur-Meeviertler, „Erlebtes und Er-  
lauschtes“. Sie berichtet auch, wie aus dem  
Wilhelm Geißler sehr früh der „Goges“ ge-  
worden sein soll: daß er, so schreibt sie, „kein  
Engel in seiner Bubenzeit war, ist sonnenklar,  
und als wieder einmal die blutende Nase sei-  
nes heulenden Spielkameraden auf sein Konto  
ging, drohte ihm seine Mutter: „Jetzt kriegst  
dein Toges (meeviertlerisch für Hintern) ge-  
hörig voll.“ Nun war es Zeit, um gut Wetter zu  
bitten – und der kleine Geißler wollte sagen:  
Toges nit verhau. Da es aber mit seiner Aus-  
sprache etwas haperte, sagte er: Goges nit  
verhau.“ Der Spitzname war geboren und  
blieb lebenslang haften.

Nahezu jeder Fischer hatte seinen Spitzna-  
men weg, erfreuliche für den Träger waren die  
Ausnahme. Dazu gehörte beispielsweise der  
von Franz Eisel; er verehrte König Ludwig II.

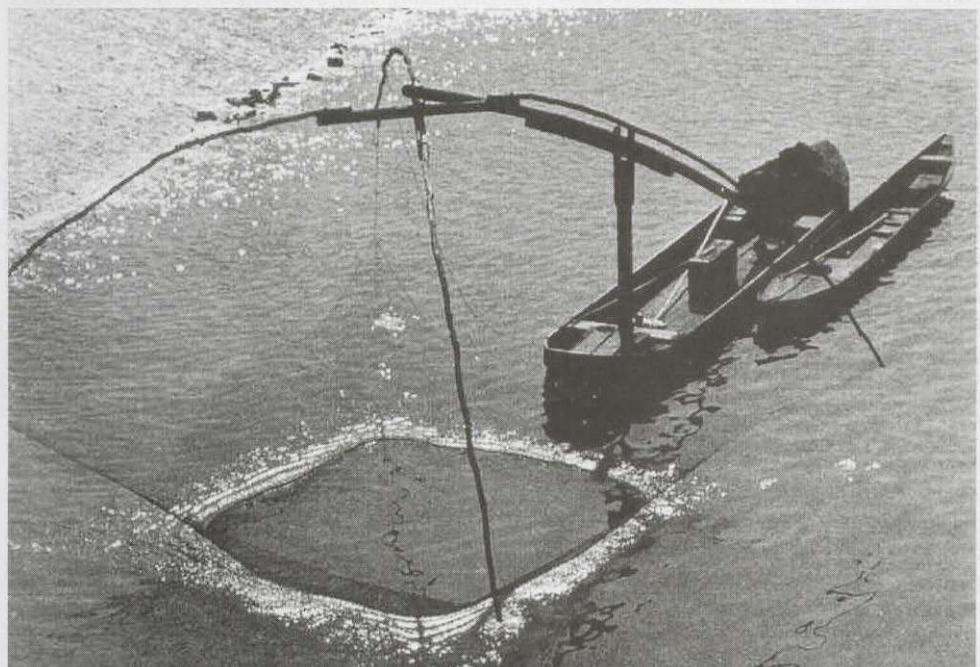


Abb. 2: Der Springhamen in Aktion – ein Schaumquadrat zeichnet das eingetauchte Netz nach.

und war der „Altbayer“; Peter Lehrmann war der „Nathan“, Philipp Lehrmann der „Fisch“, Johann Seyfried hörte wegen eines Vorfalls auf dem Fischmarkt auf „Igl“; derber mußte es sich Hans Lehrmann gefallen lassen, der nach seiner hageren Gestalt „Ofenröhrl“ gerufen wurde, oder gar der Lehrmanns Philipp: er war so korpulent, daß er zum Sitzen zwei Stühle brauchte und entsprechend „Backsteearsch“ gerufen wurde.

Doch zurück zum Goges, Maya Gaßner schilderte den Unverwechselbaren: „Den Zigarettenstumpen im Mund, die Hände in den Hosentaschen, den Kittel immer offen und auf „gehsthintri“ im Rücken zusammengeschoben, daß die Hände ohne Umwege die Taschen fanden, seinen Hund, den Buz, der gar nicht schöner zu seinem Herrn hätte passen können, vor sich her ... so seh' ich ihn über die Alte Mainbrücke kommen mit seinem weitausholenden, schlenkernden Gangwerk ... Ein Original? Gewiß! Aber ein massives! Ausgestattet mit einem gehörigen Maulwerk, aus dem es nur so knallte, wenn es sich auftat ... Sacksiedegrob, wenn ihm einer unrecht in die Quere kam, aber bieder und ehrlich, unzertrennlich verbunden mit allem, was Meeviertel heißt, was mit Wasser, Schelch und Fischernetzen zu tun hat.“

Goges und sein Hund hatten so ziemlich die gleichen Eigenschaften. Auch der Buz bleckte lieber die Zähne, als daß er freundlich wedelnd seine friedliche Stimmung kundtat ... Nie sah man den einen ohne den anderen – wo der Buz auftauchte, da war der Goges nicht mehr fern.“

Die Autorin schildert den Mischling als klugen Köter, der die Wirtschaften seines Herrn genau kannte: „Bevor noch der Goges einschwenkte, zum „Bier-Fritz“ oder sonstwo, da war der Hund schon drinnen und wartete auf seinen Herrn.“ Welcher rührend für den Vierbeiner sorgte, „denn wenn er sich in der Wirtschaft auf seinen Stuhl hingepflanzt hatte und die Bedienung fragte nach seinen Wünschen, brummte er in seinem dunkelsten Baß: erscht muß moi Hund sei Fresse hab ...“. „Wenn er ihm auch,“ hat Maya Gaßner beobachtet, „hundertmal am Tage das Totschlagen androhte, dem Verrecker, dem dreckerten ....“. An anderer Stelle schildert die Chronistin den

Ablauf nach getanem Tagwerk: „Vom Nüchtern kam er, also kam noch der Bier-Fritz, der Reichsapfel und der Dinkel. Wenn er abends dann den „Lochfischer“ erreichte, dann waren es durchschnittlich 20 Schoppen, die er hinter die Binde gegossen hatte. Der Schoppen kostete damals zwar nur 15 Pfennig, aber immerhin war es ein Tagesverdienst für einen Handwerker bei zehnstündiger Arbeitszeit ... aber er war ja ledig und konnte es sich leisten.“

Szenenwechsel, Tatort „Die Räuberbande“. Die Geschichten in Leonhard Franks Erfolgsroman spielen sich bekanntlich überwiegend im Mainviertel ab, und einer der skurrilen Nebendarsteller ist der „rote Fischer“. Der Autor läßt sein Bild vor unseren Augen lebendig werden: „Ein Fischer mit violett angelaufener Stülpnase und rotem Schnurrbart, der erst bei den Mundwinkeln begann und zwei buschigen Eichhornschwänzchen glich“ .... „Am Sonnabendnachmittag“, bemerkt Frank, „schritt der rote Fischer in seiner schulheftblauen Wolljacke, Kopf und Unterlippe grimmig vorgeschnitten, energisch auf die „Altrenommierter Weinstube zu den drei Kronen“ los. Gleich darauf klang sein Schimpfen bis zur Straße heraus.“

Wenngleich ihm kein realer Kollege zuzuordnen ist, hat er was vom Goges, denn an anderer Stelle heißt es: „Wütendes Schimpfen näherte sich; der rote Fischer erschien unter der Tür, in das Fell eines Bernhardiners gehüllt, dessen präparierten Kopf mit grünen Glasaugen und aufgerissenem Maul er sich übers Haupt gestülpt hatte. Die mächtige Wirtin, die eben ein Zuckerplätzchen in den Mund steckte, sah hämisch lächelnd auf ihren kleinen Mann, der interessiert zum Fischer trat, das Fell streichelte und plötzlich unter der Bräune seines Gesichtes erbleichte, denn er hatte seinen eigenen Hund an der Zeichnung erkannt. Die Wirtin hatte den Hund schlachten lassen, um zu der gewünschten Bettvorlage zu kommen. Der Fischer lachte breit, „Hast mein Hund umgebracht?“, stotterte der Wirt, „mein Sultan“. Die Wirtin sah den Fischer an. Die beiden hatten ein offen eingestandenes Verhältnis miteinander; auch der rasch alt gewordene Wirt wußte es, konnte aber nichts dagegen ausrichten. Plötzlich riß der kleine



Abb. 3: Vor der malerischen Kulisse der rechtsmainischen Uferzeile trocknet das Wurfgarn.

*Mann das Hundefell an sich und rannte auf-  
heulend hinaus. Der Fischer sah ihm verblüfft  
nach, wandte sich um und rief erstaunt: „Was  
denn?“ Die makabre Geschichte endet mit  
dem Freitod des Wirts, am Morgen zogen ihn  
Sandschöpfer aus dem Main. Das nasse Hun-  
defell hielten seine Hände fest umklammert.*

Ein gänzlich anderer „roter Fischer“ mit Gehrock und Zylinder, in der Hand eine brennende Kerze, nimmt an einer Wallfahrt teil. Am Abend fand er zur Normalität zurück, als er in den Drei Kronen schimpfte und seine scheinbare Frömmigkeit entschuldigte: „Ke enzigs Pfund Fisch verkäff ich's ganze Jahr,  
wenn i nit mitwall! Seine Halsadern schwollen.“ Doch irgendwann passierte es doch: „der Fischer vernachlässigte den Fischfang;  
Tag und Nacht saß er bei der Wirtin. Niemand  
kaufte Fische von ihm – er hatte vergessen, am  
Gründonnerstag mitzuwallen.“ Leonhard  
Frank gönnt seinem roten Fischer ein Happy  
End, er ließ ihn „unter bedauerndem Achsel-  
zucken und unheilvollen Prophezeiungen der  
ganzen Einwohnerschaft eine nach der Bürger  
Meinung in gewissen Dingen allzu erfahrene,

*nach seiner Meinung aber sehr hübsche Kell-  
nerin“ ehelichen.*

Werner Dettelbacher hat noch einen Nachschlag zum Goges parat, der einmal vor einer feinen Dame über die Alte Mainbrücke ging. „Da plagen den Goges die Winde und es ent-  
wischt ihm einer. Worauf die Dame bemerkt:  
„Ach, wie roh!“ Das hört der Goges, dreht sich  
rum und erwidert: „Ja, wenner Ihnen zu roh  
ist, dann gehnse zum Nüchtern und lasse ihn  
rausback!“ Nüchtern war ein Lokal an der  
Alten Mainbrücke an Stelle der heutigen links-  
mainischen Bäckerei.

Der Teil eines Gedichtes:

„Heiß wars unn der Vadder hat gschwitzt,  
Da hat ihn sai Scherrari [ein flacher  
Strohzyylinder] nix gnützt,  
An die Weste hängt ern scheniert.  
Da hat sai Glatze gegläntzt wie poliert.  
Da hat der Goges sai Käpple gerückt,  
Sich eweng zu main Vadder gebückt,  
Sen graue Kopf gekratzt unn gsacht:  
„Ja Huren und Ehebrecher wird Gott  
richten,  
Awer wer no schlechter iss, dem gehen die  
Hoor aus!“

Dann zitiert Dettelbacher noch den Richard Göß, einen langjährigen Stubenmeister: „Wenn er aus dem Bierkrug trank, bemerkte er: „Hell Export! Oben rein, unten fort!““ Oder auch: „Da sprach der Hecht zum Barsch, dem stehts Wasser bis ... an die Knie, aber wenn der Mee erscht steigt, dann reimts sich.““ Genug schwadroniert.

Ernster ist die Frage, was nur noch alles mit dem geplagten, ja geschändeten Mainviertel geschehen soll? Welche wilden Gedanken werden da noch ausgetobt? Nun, die verqueren Planungsspielchen eines neu entstandenen Vereins unter Führung einer übereifrigen Ar-

chitektin sind utopische Spinnereien, schade eigentlich fürs verbrauchte Papier; wirre Vorstellungen haben da die Feder geführt. Ein Gastwirt hat aber Platz gegriffen, einen Biergarten am Main vor der Tivolibastion durchgeboxt, samt aller störenden, häßlichen Accessoires, Holzbuden und Metallgehäusen. Ein gräßlicher Anblick. Er hat dazu eine selbstverständliche Stellplatzforderung umgehen dürfen, weil ja nur süffelnde Radfahrer auf seinen Bänken bedient werden sollen. Der unsinnige Festungsaufzug ist verhindert, der gewaltige Neubau am „Spitale“ steht, dessen kostliche alte Holztüre ist beim Umbau einer modischen Metallkonstruktion gewichen. Schnee von gestern, blicken wir bei sommerlichem Wetter nach vorne.

Auf Donnerstag, den 29. Juli des Jahres. An diesem Tag lud die Stadt Würzburg ein zur Aufstellung eines „Straßennamenschildes“ zwecks Benennung des Platzes „zwischen den Hausnummern Zellerstraße 11 und Zellerstraße 15“ – er soll künftig auf den Namen „Platz der Fischerzunft“ hören. Nun ist das weder ein Platz, schon gar nicht zwischen Hausnummern gelegen, und schließlich hat der bescheidene Ort bereits einen Namen: das ist seit jeher das Schmalzlerhöflein!

Die Initiatoren hätten das nachlesen können bei Thomas Memminger, erschienen 1921, bei Carl Heffner, 1871. Findige hätten auch zurückgefunden zu Johann Peter Ludewig, 1713. Vor rund drei Jahrhunderten bereits erwähnte dieser den „hoff eines offenen wirthshaußes, der Schmelzenhoff genannt, so nahe bey den Mayn, da man zu träncken pflegt...“ Anlaß für die Beschreibung war der hinterhältige Anschlag auf Fürstbischof Melchior Zobel am 15. April 1558. Dafür steht das Denkmal auf dem Plätzchen, eines von zwei weiteren auf dem Weg zur Festung. Sie markieren die Stationen des



Abb. 4: Der Dreikronenbrunnen war früher Zentrum eines wirklichen Platzes. Rechts neben dem Fachwerkhaus ein winziger Zwickel, ehemals das Schmalzlerhöflein, heute umbenannt in „Platz der Fischerzunft“.

schwer verwundeten Regenten bis zur Stelle seines Hinscheidens.

Also: die Zobelsäule ragt als Gedächtnismal aus dem winzigen Schmalzlerhöflein. Was brauchte es mehr? Gewiß keine Überfrachtung mit einem neuen Namen, verzeichnet auf einem „Straßennamenschild“, verewigt als Symbolschmuck im neuen Pflaster. So ein Blödsinn. Die ursächliche, umfänglich gefeierte 1000-Jahrfeier der Fischerzunft steht – historisch gesehen – ohnehin auf sehr tönernen Füßen: die Gründung im Jahre 1010 basiert lediglich auf „alter Überlieferung“. Die urkundlich erstgenannte Erwähnung einer Zunft in Deutschland ist nach Meyers Konversationslexikon von 1897 die der Schiffer zu Worms, der Zunftbrief stammt von 1106. Ihm folgt ein solcher der Schuhmacher zu Würzburg von 1128! Allgemein wird die Entstehung von Zünften nicht vor dem 12. Jahrhundert angenommen. Die erste Erwähnung der Würzburger Fischerzunft findet sich in einer Urkunde vom 17. März 1279, ausgestellt von Fürstbischof Berthold von Sternberg – Anlaß war die Gewährung von aufgehobe-

nen Rechten und Gewohnheiten aller Würzburger Zünfte.

Als Freund der Fischerzunft freue ich mich bei jedem Gang aus der Stadt über die Gruppe der Fischerbuben von Otto Sonnleitner, auf einer Säule des ehemaligen Prinzregenten-Denkmales vor dem Spitäle, gleichfalls auf der Leonhard Frank-Promenade über seine Bronze des Fischerstechers. Nebenbei und abschließend: unter Schmalzler ist ein Schnupftabak zu verstehen, eine Mischung von geriebenem Tabak mit Schmalz und weiteren aromatischen Zutaten. Hätte man's nur beim Schmalzlerhöflein bleiben lassen. Das klingt so schön würzig. Und jetzt wirklich zum Schluß, eine Peinlichkeit am Rande, aber nicht zu unterdrücken: die zur feierlichen Einweihung des neu ernannten „Platzes“ klammheimlich auf ein fremdes Grundstück versteckten sieben Mülltonnen standen aufgereiht am nächsten Tag schon wieder da, dominieren das Erscheinungsbild des altehrwürdigen Höfleins nach wie vor. Diese Verunstaltung endgültig zu be seitigen wäre eine wirkliche Tat gewesen.

## Die Zunftstangen in der St. Jakobuskirche Bad Kissingen

von  
Werner Eberth

Zunftstangen in einer Kirche beweisen, daß es in der Gemeinde Handwerkszünfte gab, die durch genügend Mitglieder reich genug waren, bei der Fronleichnamsprozession dem Allerheiligsten mit Stangen, geschmückt mit den Patronen des jeweiligen Handwerks, das Ehrengeleit zu geben. So kann man im Landkreis Bad Kissingen in den Kirchen von Münnerstadt und Euerdorf reiche Zunftstangen sehen, wo sie im Chorraum aufgestellt sind. Wenig bekannt ist allerdings, daß es auch in der Stadt Bad Kissingen 18 Zunftstangen gibt, die heute nur den Gottesdienstbesuchern auf der Empore der Jakobuskirche bekannt sind.

In den „Kunstdenkmälern des Königsreichs Bayern, Dritter Band, Heft X“, erschienen 1914, sind diese Zunftstangen vom Bearbeiter Karl Gröber als „originell, um 1577“ erwähnt; eine Stange, die wohl älteste, ist dort auf S. 19

abgebildet. Der verstorbene Kreisarchivpflieger Franz Warmuth, der 1984 die Kissinger Zunftstangen in seinem Buch „Herz-Jesu-Pfarrei Bad Kissingen“ (S. 52) vorgestellt hat, ordnete diese teils dem 18., in der Hauptsache aber dem 19. Jahrhundert zu. Dieser zeitlichen Einordnung kann man nur beipflichten, denn die Zunftstangen stammen stilistisch nicht aus dem 16. Jahrhundert. Wie Gröber zu dieser Feststellung kam, ist nicht nachzuvollziehen, die abgebildete Stange mit dem hl. Sebastian ist nicht gotisch, sondern barock ausgeführt. Gerade diese Stange ist (heute) sogar mit „1716“ datiert. Die einzige Zunftstange aus dem 20. Jahrhundert war bei Abfassung des Buches von Warmuth noch nicht aufgestellt.

Die weißblauen Tragestangen sprechen dafür, daß sie nach der endgültigen Angliederung von Franken an Bayern 1814 entstanden